

Irritation durch die Randenbahn – Die Flucht des britischen Piloten Alfred John Evans über die Schweizer Grenze nach Barzheim im Jahre 1917

Von Reiner Ruft, Rielasingen-Worblingen

Nicht erst im Zweiten Weltkrieg waren der Hegau und die Schweizer Grenze ein Traumziel für kriegsgefangene alliierte Offiziere, die aus Deutschland fliehen wollten. Hier winkte schon im Ersten Weltkrieg die grüne Grenze, die von deutscher Seite so schwer zu überwachen und von den flüchtigen Offizieren so leicht zu überqueren war. Allerdings musste man zuerst einmal soweit kommen, und zwar vom Offiziersgefangenenlager in Ingolstadt aus, dem so genannten Fort 9. Ingolstadt war im Ersten Weltkrieg das, was Schloss Colditz in Sachsen im Zweiten Weltkrieg werden würde: ein Hochsicherheits-Gefangenengelager für britische, französische und russische Offiziere, die schon einen Fluchtversuch aus einem anderen Lager hinter sich hatten und wieder »geschnappt« worden waren.

Trotz der sehr erschwerten Möglichkeit zu fliehen, bezeichnet Alfred John Evans das Fort Ingolstadt im Buch über seine Gefangenschaft und Flucht als »The Escaping Club«, den »Ausbrecher-Club«. Das 1919 erschienene Buch ist heute »in the public domain«, also urheberrechtlich nicht mehr geschützt, und steht sowohl in Textform als auch als Audioaufnahme im Internet zur Verfügung.¹ Die Zustände im Lager Ingolstadt beschreibt Evans zu Beginn von Kapitel VIII:

In der frühen Phase des Krieges war Fort 9, Ingolstadt, nach Aussage der ältesten Insassen der Haftanstalt ein ruhiger, artiger Ort gewesen; aber seit sechs Monaten hatten die Deutschen ins Fort alle (vom deutschen Standpunkt aus gesehen) ›üblichen Burschen‹ eingeliefert und alle diejenigen Kriegsgefangenen, die Fluchtversuche aus anderen Lagern unternommen hatten. Es gab in Fort 9 etwa 150 kriegsgefangene Offiziere, von denen mindestens 130 erfolgreiche Fluchtversuche aus anderen Lagern gewagt hatten und erst nach einem Zeitraum von drei Tagen bis zu drei Wochen vorübergehender Freiheit wieder eingefangen worden waren.

1 Evans, Alfred John: The Escaping Club, 1921. In Textform unter <https://archive.org/details/escapingclub00evan> oder im Project Gutenberg; in Hörform unter <https://librivox.org/the-escaping-club-by-a-j-evans/> (beides aufgerufen am 29.11.2019). Daneben gibt es eine neuere Taschenbuchausgabe, die man auch günstig im Internet findet. Das Buch ist nie ins Deutsche übersetzt worden.

Als Kicq und ich ins Lager kamen,heckten 75 Prozent der Gefangenen ständig solche Fluchtpläne aus. Einige hatten sich zu Fuß bis zur holländischen oder Schweizer Grenze durchgeschlagen und waren dort festgenommen worden. Einige waren mit dem Zug gefahren (diejenigen, die Deutsch sprechen konnten) und hatten schließlich doch Pech gehabt und waren ergriffen worden. Und alle waren felsenfest davon überzeugt, dass nur ein dummes Missgeschick sie daran gehindert hatte, die Grenze zu überqueren; und sie glaubten, dass sie, wenn sie nur noch einmal aus dem Lager herauskämen, neutrales Gebiet und damit die Freiheit erreichen würden.

Zu fliehen und wie es zu bewerkstelligen war, wovor man sich in Acht nehmen musste und was man riskieren konnte, welche Lebensmittel mitzunehmen waren und welche Kleidung man tragen sollte, Landkarten und Kompassen und wie man sie besorgen konnte, wie man seine Füße pflegen sollte, wie man ein Feuer anzünden konnte, ohne dass es Rauch gab, wo man die Grenze überqueren und welche Route man wählen sollte und noch hundert Dinge mehr, die mit Flucht zu tun hatten, waren die häufigsten Gesprächsthemen und beschäftigten die Gedanken der großen Mehrheit der Gefangenen in Fort 9 ständig. Jeder war bereit, seine Erfahrungen zu teilen, seinen Ratschlag und seine unmittelbare Hilfe jedem zu geben, der darum bat. Wir bündelten in der Tat unser Wissen. Das Lager war nichts Geringeres als ein Ausbrecher-Club. Jeder war bereit jedem zu helfen, der fliehen wollte und einen Plan hatte, ungeachtet des eigenen Risikos oder der Bestrafung, die sich für ihn daraus ergeben könnte. Niemand scherte sich um Militärgerichtsverfahren, und fast jeder hatte beträchtliche Erfahrungen mit Einzelhaft hinter sich.

Es gab im Lager, hauptsächlich unter den Franzosen, einige der genialsten Menschen, die mir je begegnet sind. Männer, die Schlüssel anfertigen konnten, mit denen sich jede Tür öffnen ließ; Männer, welche die Schneide eines alten Messers so härteten und auszacken konnten, dass es Eisenstäbe durchschneiden würde; Fotografie-Experten (sehr nützlich für das Kopieren von Landkarten); Ingenieure, die man für jegliche Art von Tunnel, an dem gegraben wurde, um Rat fragen konnte; Männer, die perfekt Deutsch sprachen; Männer, die perfekt vortäuschen konnten, geisteskrank zu sein, und viele, die so wie ich, bereit waren, ein Risiko einzugehen, aber keine Zaubertricks kannten. Jemand war aus seinem Gefangenenzlager als deutscher Offizier verkleidet geflohen; ein anderer hatte sich in einem Korb mit schmutziger Wäsche versteckt; und noch ein anderer war versteckt in einer Kehrrichttonne aus dem Lager gerollt worden; ein anderer Sportsfreund hatte sein Gesicht grün angemalt, um wie eine Wasserlilie auszusehen, und war unter der Nase des Wachpostens bei Tageslicht durch den Wassergraben geschwommen.

Es ist unmöglich, all die verschiedenen Mittel aufzuzählen, die ausprobiert und durchaus erfolgreich ausprobiert wurden, um aus Lagern zu entkommen. In Fort 9 gab es solche, die auf Fälschung, auf Bestechung, auf Imitation einer anderen Person setzten, mit einer völligen Missachtung des Risikos, erschossen zu werden. Obwohl jeder bereit war, das Äußerste zu wagen, um einem Freund zu



Fort 9 des Festungsgürtels Ingolstadt, im Ersten Weltkrieg Internierungslager für alliierte Soldaten und Offiziere (Fotos: Festung Ingolstadt)

helfen, der fliehen wollte, sollte doch jeder seine eigenen Pläne streng für sich behalten. Zwar fürchteten wir keine Spione unter uns Offizieren, aber man konnte den Ordonnanzen, die entweder Franzosen oder Russen waren, nicht völlig vertrauen. Es gab einen französischen Offiziersburschen, den wir ernsthaft im Verdacht hatten; jedoch konnten wir nie etwas beweisen.

Es ist allzu verständlich, dass die Deutschen, die 150 Offiziere mit dem übelsten Charakter in einem Lager zusammengepfercht hatten, beträchtliche Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, um sie dort zu behalten.²

Keinem Geringeren als dem späteren General und Präsidenten Charles de Gaulle gelang es, aus Ingolstadt zu fliehen, um zu Fuß in Richtung Schweizer Grenze zu marschieren. Er war deutscher Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg. Allerdings

² Evans, a. a. O. 1921, Kapitel VIII, Übersetzung dieser wie auch der folgenden Passagen aus Evans' Buch sowie weiterer im Text zitierter Quellen vom Verfasser dieses Artikels

scheiterte seine Flucht. Nachdem er am 29. Oktober 1916 entkommen war, wurde er am 5. November in Pfaffenhofen an der Roth wieder gefasst. Er hatte 120 km von einer Gesamtstrecke von ca. 260 km zurückgelegt.³ Danach wurde er in ein anderes Offiziersgefangenenlager verlegt; er unternahm noch vier weitere Fluchtversuche, die jedoch alle nicht erfolgreich waren.

Wenden wir uns dem englischen Offizier Alfred John Evans zu, der es schaffen sollte, bis nach Barzheim bei Thayngen durchzukommen. Als er zusammen mit einem weiteren Offizier, Captain Buckley, aus deutscher Gefangenschaft floh, war er 28 Jahre alt. Wer in Wikipedia nach ihm sucht, stößt zunächst darauf, dass er in den 1920er Jahren ein sehr bekannter und erfolgreicher Cricket-Spieler war. Evans wurde 1889 geboren und war somit 1914 bei Kriegsausbruch 25 Jahre alt. Er hatte Geschichte studiert und als Teil seines Studiums auch ein Jahr in Deutschland verbracht, so dass er fließend Deutsch sprach. Genau aus diesem Grund gewann ihn die britische Armee bei Ausbruch des Krieges als Nachrichtenoffizier.

Zunächst war Evans bei den Bodentruppen, erlitt aber im September 1914 einen Motorradunfall in Frankreich. Im Februar 1915 wurde er als Beobachter der Royal Air Force zugewiesen und 1916 selbst zum Piloten, der Erkundungsflüge durchführte. Am 16. Juli 1916 musste er seine Maschine wegen eines Defekts hinter der deutschen Frontlinie notlanden. Er und sein Copilot zerstörten noch ihre Maschine, bevor sie in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten.⁴

Aus dem Gefangenenlager Clausthal machte Evans einen ersten Fluchtversuch, der aber an der holländischen Grenze endete. Daraufhin kam er nach Ingolstadt, von wo er auch mehrere nicht erfolgreiche Fluchtversuche unternahm. Ausgerechnet eine Flucht aus einem fahrenden Zug heraus, bei Nürnberg, sollte dann aber erfolgreich sein. Nach einer heftigen Auseinandersetzung zwischen kriegsgefangenen Offizieren und ihren deutschen Bewachern im Mai 1917 hatte sich die Lagerleitung nämlich entschlossen, alle englischen und russischen Offiziere aus Ingolstadt weg in andere Lager zu verlegen. Etwa 20 km nördlich von Nürnberg gelang es Evans und Buckley, aus dem langsam fahrenden Zug heraus durch ein geöffnetes Fenster zu springen und zu entkommen, ohne dass dies vom deutschen Wachpersonal unmittelbar bemerkt wurde.⁵

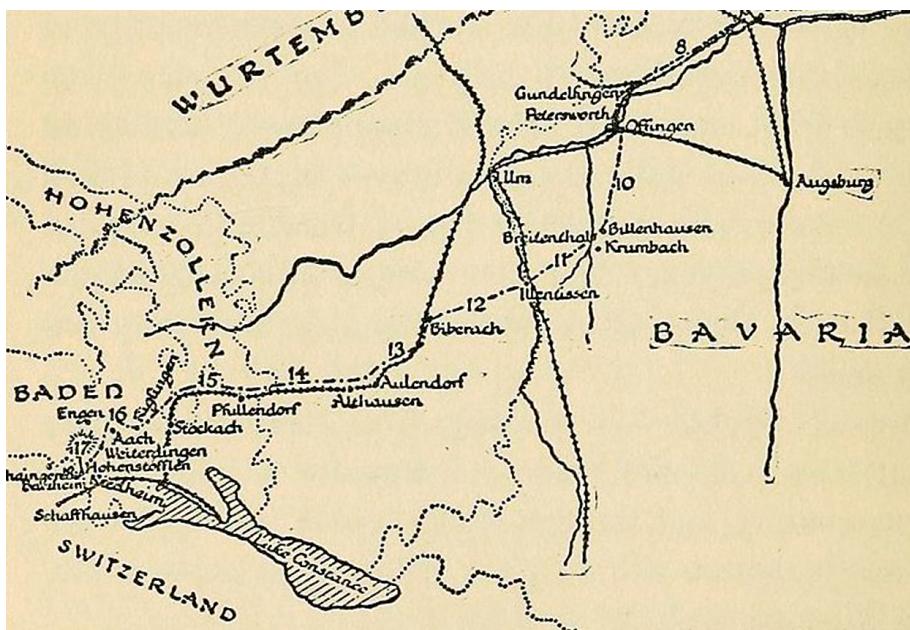
Nun lagen zwischen ihnen und der Schweizer Grenze nicht nur 260 km wie für Charles de Gaulle, sondern etwa 310 km. Diese Strecke schafften sie in 18 Nacht-märschen, was einen Durchschnitt von etwa 17 km pro Nacht bedeutete. Der schwierigste Teil war der erste, um Nürnberg herum und südlich bis zur Höhe von Ingolstadt, von wo aus sie über gutes Kartenmaterial verfügten.

Die Verfügbarkeit von Kartenmaterial beschreibt Evans wie folgt: »Im Fort [Ingolstadt] gab es mehrere exzellente Landkarten, vor allem unter den Franzosen, und

3 Lebougre, Alain: Les cinq évasions du capitaine de Gaulle, Espoir n°123, 2000, im Internet unter: https://www.horizon14-18.eu/wa_files/Evasions_20_20de_20gaulle.pdf (aufgerufen am 10.12.2019)

4 [https://en.wikipedia.org/wiki/John_Evans_\(cricketer,_born_1889\)](https://en.wikipedia.org/wiki/John_Evans_(cricketer,_born_1889)), aufgerufen am 15.12.2019.

5 Evans, a. a. O. 1921, Kapitel XV



Von Evans gezeichnete Karte seines Fluchtwegs (Ausschnitt), eingezeichnet auch der jeweilige Tag der Flucht.

viele mühsame Stunden wurden damit verbracht, diese mit verschiedenfarbigen Tinten zu kopieren. Manche Leute machten sogar zwei oder drei Kopien, um im Falle, dass sie mit einer Landkarte in ihrem Besitz erwischt würden, sofort wieder für den nächsten Versuch bereit zu sein. Ein gewisser Anteil des Kopierens wurde fotografisch erledigt. Fotoapparate waren streng verboten, aber es gab zumindest ein Exemplar im Fort, das irgendwie hineingekommen war und das sehr viel nützliche Arbeit verrichtete.«⁶

Wie die Karten, die in Ingolstadt kopiert wurden, in das Offiziers-Kriegsgefangenenlager gelangten, wird in einem Buch der britischen Kartographin Barbara A. Bond beschrieben: »Evans beschrieb den Erhalt von Kleider- und Essenspaketen (von der Familie und Freunden), in denen Landkarten und Kompassen verstopt waren. Dies wurde anscheinend durch eine vorherige Absprache in der persönlichen Korrespondenz erreicht, die sich eines einfachen Codes bediente, um die spezifischen Bedürfnisse an Landkarten, Kompassen, Sägen, ziviler Kleidung und Ähnlichem mitzuteilen. Landkarten erreichten das Camp versteckt in einem von der Mutter gebackenen Kuchen oder in Säcken mit Mehl, Kompassen in Flaschen mit Pflaumen und Gläsern mit Anchovispaste.«⁷

6 Evans, a. a. O. 1921, Kapitel VIII

7 Bond, Barbara A.: Great Escapes – The Story of MI9's Second World War Escape and Evasion Maps. Glasgow 2015

In der 16. Nacht ihres Marsches Richtung Schweizer Grenze näherten sich Evans und Buckley dem Hegau. Die handgezeichnete Karte, die in Evans' Buch wiedergegeben wird, listet folgende Orte oder geographische Namen auf (in Originalschreibung): Pfullendorf, Stockach, Riglingen, Aach, Engen, Weiterdingen, Hohenstofflen, Riedheim, Barzheim, Thaingen, Schaffhausen. Dass ein Engländer »Hohenstofflen« statt »Hohenstoffeln« schreibt, mag als Flüchtigkeitsfehler durchgehen. Aber »Where the hell is Riglingen?« möchte man Evans zurufen. Wenn man sich die Karte genau ansieht und mit der Topographie des Hegau vergleicht, so kann es sich bei »Riglingen« nur um Eigeltingen handeln. Lassen wir aber Evans für den Teil seiner Flucht ab Stockach und durch den Hegau selbst zu Wort kommen:

Sechzehnte Nacht.

Ab etwa viertel nach zehn folgten wir der Bahnlinie, wie sie sich nahe dem westlichen Ende des Bodensees südwärts gegen Stokach [Stockach] wandte. Kurz vor Mitternacht verließen wir die Bahnlinie und marschierten in südwestliche Richtung. Bald fanden wir heraus, dass wir zu früh abgebogen waren und verließen uns in einem Dorf, wo ein wütender Hund (glücklicherweise an einer langen Kette) uns ansprang und auch noch zwanzig Minuten, nachdem wir vorbeigegangen waren, immer noch bellte. Später gingen wir an einem Mann mit einer Zigarette vorbei und bekamen etwas den Geruch des Rauchs mit, was unglaublich köstlich war, da wir schon seit zwei Wochen keinen Tabak mehr genossen hatten.

Nach mehreren Stunden Wandern nach Kompass über schmale Pfade in dichten Wäldern stießen wir auf die Hauptstraße nach Engen. Einige Dörfer, wie zum Beispiel Nenzingen, vermieden wir und gingen um sie herum durch die bepflanzten Felder; es war mühsam, und wir wurden sehr nass dabei und verloren überdies viel Zeit. Um etwa 4:30 Uhr standen wir vor dem Dorf Riglingen [Eigeltingen], um das es nahezu unmöglich war herumzugehen, weil es an einem Fluss lag [im englischen Text: »river«; wahrscheinlich ist der Krebsbach gemeint]. Also marschierten wir geradewegs durch es hindurch, unsere Stöcke in der Hand, und waren darauf gefasst, jederzeit losrennen zu müssen. Obwohl ein paar Lichter brannten, sahen wir jedoch niemanden.

Etwa um 5 Uhr fanden wir ein ausgezeichnetes und sicheres Versteck auf einer steilen Böschung oberhalb der Straße. Ungefähr eine Meile [1,6 km] die Straße hinunter lag das Dorf Aach und wir waren weniger als 15 km von der Grenze entfernt.

Wir beschlossen, unsere verbleibenden Essensvorräte zu verzehren und in der nächsten Nacht die Grenze zu überqueren. Ich behielt jedoch zwanzig kleine Fleischpastillen, wofür wir später, wie noch zu sehen sein wird, äußerst dankbar waren. Auf dem letzten Stück unseres Marsches wollten wir so wenig wie möglich auf den Landstraßen gehen. Jeder Infanterist weiß, dass ein Querfeldein-Nacht-Marsch in sehr dunkler Nacht über eine Strecke von 15 km in einem vollkommen unbekannten Gelände, mit dem Ziel, am Schluss ein bestimmtes Dorf zu erreichen, ein äußerst schwieriges Unternehmen ist.

Wir hatten einen beleuchteten Kompass, aber unsere einzige Methode, eine Landkarte bei Dunkelheit zu lesen (mit dem Licht eines Streichholzes unter einer Regenjacke [...]) ließ es als nicht ratsam erscheinen, eine Landkarte so nahe der Grenze öfter als absolut notwendig zu benutzen. Ich prägte mir deshalb die Landkarte auswendig ein und zwang Buckley, ziemlich gegen seinen Willen, das auch zu tun. Wir mussten uns Formulierungen merken wie: ›Ab der Kreuzung 300 Yards – nach Südwest, Straße, Fluss – nach Süden zu einem einsamen Hügel links mit Dorf (Weiterdingen) vor uns – Straße entlang nach Südwest 500 Yards – nach Osten um den Fuß des einsamen Hügels herum‹ usw. usw. Unsere Befürchtungen wurden durch zwei Umstände gesteigert: 1) Alle Wegweiser im Abstand bis 10 Meilen von der Grenze waren entfernt worden, so dass es wenig Hoffnung gab, unseren Weg, wenn wir ihn einmal verloren hatten, in einer dunklen Nacht wiederzufinden. 2) Etwa um Mitternacht ging der Mond auf; und deshalb war es äußerst wichtig, wenn auch nicht absolut notwendig, die Grenzüberquerung vor dieser Stunde zu versuchen. Wir ließen unser Gepäck, unsere Ersatzkleider und -socken zurück, um so wenig beladen wie möglich zu marschieren, und verließen unser Versteck etwa um 21.30 Uhr.

Siebzehnte Nacht.

Der erste Teil unseres Marsches führte durch dichte Wälder nördlich von Aach, wo das Risiko, jemandem zu begegnen, gering war. Zwei Stunden lang in einer rabenschwarzen Nacht kamen wir querfeldein voran, wobei wir uns nur auf den Kompass und unsere Erinnerung an die Landkarten verließen. Es gab Augenblitze der Besorgnis, die jedoch gleich wieder zerstreut wurden, wenn wir im Gelände einen Orientierungspunkt erkennen konnten, mit dem wir gerechnet hatten. Leider war das Vorankommen sehr schwer und in unserem geschwächten Zustand ging es langsamer, als wir gehofft hatten. Als der Mond aufging, waren wir immer noch 3 bis 4 Meilen [5 bis 6 km] von der Grenze entfernt. Sollten wir rasten und uns verstecken, wo wir waren, und versuchen, in der nächsten Nacht rüberzukommen? Die Vorstellung, noch einen Tag ganz ohne Nahrung zu warten, war unerträglich, und so marschierten wir weiter.

Es war Vollmond und sehr hell, so dass wir, als wir über die Felder liefen, das Gefühl hatten, wir müssten meilenweit sichtbar sein. Nachdem wir am Dorf Weiterdingen vorbei waren, konnten wir eine Straße auf der gegenüberliegenden Seite, die auf meiner Karte eingezeichnet war, nicht finden. Deshalb musste ich mir unter dem Schutz des Regenmantels die Karte genauer ansehen. Das Ergebnis war, dass ich Zweifel bekam, ob wir wirklich da waren, wo ich gedacht hatte. Es ist keineswegs leicht, nachts auf einer Karte im Maßstab 1:100 000 im Schein eines angezündeten Streichholzes seinen Standort zu bestimmen. Wir gingen jedoch von der Hypothese aus, dass wir da waren, wo wir dachten; und ungeachtet der nicht so schönen Tatsache, dass eine Straße fehlte, marschierten wir nach Kompass in südwestlicher Richtung vorwärts, immer in der Hoffnung, das Dorf Riedheim zu finden. Wie sollten wir dieses Dorf von anderen Dörfern unterscheiden?

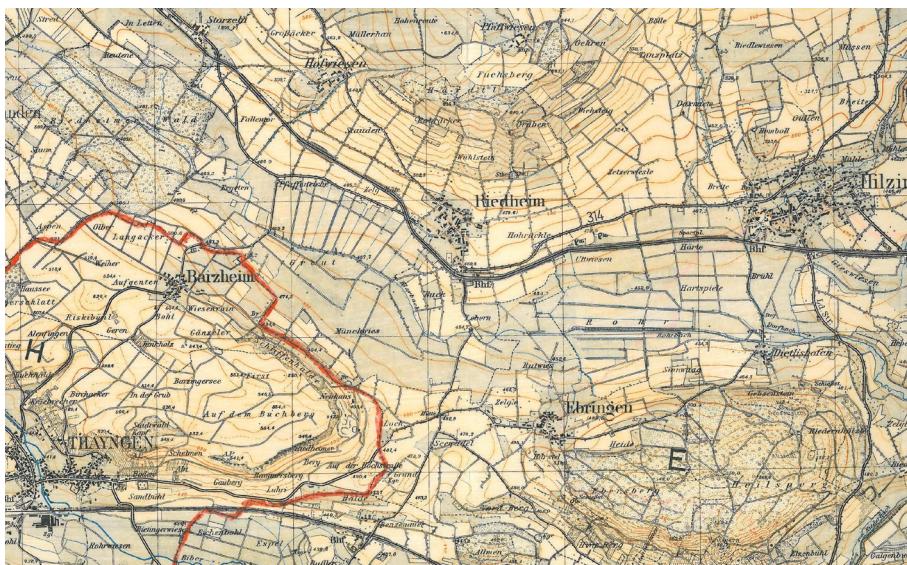
Ich hatte keine Ahnung. Buckley war wie immer optimistisch; also gingen wir weiter, wobei wir uns so weit wie möglich im Schutz von Bäumen und Hecken hielten.

Vor uns lag ein in dichten Nebel gehülltes Tal. Das mochte wohl die Grenze sein, die an diesem Punkt einem Bach folgte, auf dessen beiden Seiten, wie wir glaubten, feuchte Wiesen waren. Schließlich kamen wir auf eine gute Straße, der wir westwärts folgten, allerdings indem wir parallel zu ihr in den Feldern gingen. Wenn unsere Berechnungen stimmten, müsste uns dies zu dem Dorf führen.

Etwa um 1:30 Uhr kamen wir an ein Dorf. Es war ein hübscher Ort, der sich an den Fuß eines steilen bewaldeten Hügels schmiegte, mit Obstbäumen und Feldern, wo die Ernte rundumher schon begonnen hatte. War es Riedheim? Wenn ja, waren wir nur eine halbe Meile (ca. 800 m) von der Grenze entfernt; und von einer Karte in großem Maßstab wusste ich – oder dachte zumindest, dass ich es wüsste – um die Geländebeschaffenheit zwischen Riedheim und der Grenze. Wir überquerten die Straße und kamen nach etwa 90 Metern zu einer eingleisigen Bahnlinie. Ich war entgeistert und setzte mich hin. Es gab keinen Zweifel – wir hatten uns verirrt. Ich wusste, dass es bei Riedheim keine Eisenbahn gab. Buckley verstand einen Augenblick lang nicht die schreckliche Bedeutung dieser Eisenbahn, aber er warf eine Regenjacke über meinen Kopf, während ich mich beim Licht eines Streichholzes in die Karte vertiefte. Ich war völlig unfähig zu verstehen, wo wir waren. Es waren aber ein oder zwei Dörfer, durch welche die Bahn verlief, im Bereich unseres Nachtmarsches. Ich erklärte Buckley die Lage und er war sofort einverstanden, dass wir uns für eine weitere Nacht einen Rast- und Versteckplatz suchen müssten, um am Morgen herauszufinden, wo wir waren. Wir konnten unmöglich weit von der Grenze sein. Zu diesem Zeitpunkt begann Buckley, Anzeichen von Erschöpfung wegen mangelnder Nahrung zu zeigen. Ich verließ ihn auf der Suche nach Wasser, während er Kartoffeln in einem nahe gelegenen Feld sammelte. Auch nach langer Suche fand ich kein Wasser. Zu zweit sammelten wir 30 bis 40 Kartoffeln, und um 3 Uhr morgens stiegen wir den Hügel hinter dem Dorf hoch. Der Hügel war sehr steil, und in unserem erschöpften Zustand konnten wir ihn nur langsam und mühsam erklettern. Nach drei Vierteln des Weges brach Buckley fast zusammen, so dass ich ihn in einem Gebüsch zurückließ und weiter stieg, um einen geeigneten Platz zu finden. Ich fand eine exzellente Stelle in einem dichten Wald, in dem es keine Pfade gab oder Zeichen, dass irgendjemand hineinkam. Ich kehrte zurück und holte Buckley. Wir schliefen bis zum Morgen.

Zu diesem Zeitpunkt fühlte ich mich fitter und stärker als zu irgendeiner Zeit in der Woche davor. Ich kann das nicht erklären, außer dass es der Tatsache zu verdanken war, dass meine Füße aufgehört hatten, ernsthaft zu schmerzen.

Bei Tagesanbruch frühstückten wir rohe Kartoffeln und Fleischpastillen, die ich verteilte; und dann – wir saßen am Rande des Waldstücks – versuchten wir, durch ein genaues Studium der Landkarte und der umliegenden Landschaft unsere Position zu bestimmen. In der Ferne konnten wir das westliche Ende des Bo-



Ausschnitt aus der topographischen Karte 1:25 000 von 1959 mit der Gegend um Riedheim, rot eingezeichnet die Schweizer Grenze zwischen Riedheim und Barzheim

densees sehen; und eine darauf basierende Kompasspeilung zeigte uns, dass wir sehr nahe der Grenze waren. Durch das Dorf vor uns verlief eine Eisenbahnlinie. Es gab mehrere Dörfer in Grenznähe, durch welche die Eisenbahn verlief; und zwei oder drei von ihnen hatten steile Hügel nördlich von ihnen. Wir stellten uns nacheinander vor, dass der Hügel, auf dem wir saßen, der Hügel hinter jedem dieser Dörfer sein könnte, und verglichen die vor uns liegende Landschaft sorgfältig mit der Landkarte. In diesem Teil des Landes wimmelt es von einzelnen bewaldeten Hügeln; und die Schwierigkeit war herauszufinden, auf welchem dieser Hügel wir saßen. Es gab ein Dorf, Gottmadingen, mit einer Bahnlinie durch es hindurch und einem Hügel dahinter, von dem aus nach unserer Karte die Aussicht beinahe identisch war mit derjenigen, die wir vor uns sahen. Buckley glaubte, dass wir dort waren. Ich glaubte es nicht. Es gab kleine, aber gewichtige Abweichungen.

Dann hatte ich plötzlich eine Idee. Wir waren schon in der Schweiz, und das Dorf zu unseren Füßen war Thaingen [Thayngen]. Das erklärte alles – oder ziemlich alles. Buckley wies auf ein oder zwei Dinge hin, die nicht ganz zu stimmen schienen. Also nochmal, wo waren wir? Ich glaube, wir waren nicht mehr ganz bei Sinnen vor lauter Hunger und Erschöpfung. Sonst hätten wir problemlos verstanden, wo wir waren, und wären nicht das nachfolgend beschriebene Risiko eingegangen. Ich wusste nicht, wie spät es war; aber nach Stunden vergeblichen Versuchens, uns auf der Landkarte von drei Seiten des Hügels zu lokalisieren, zog ich meinen Kittel aus und in einem grauen Pullover und grauen Flanellhosen ging

ich in die Felder hinein und fragte ein Mädchen, das mit Heumachen beschäftigt war, was denn wohl der Name des Dorfes sei. Sie war ein hübsches Mädchen mit einem großen Sonnenhütchen; und nach ein paar einleitenden Bemerkungen über das Wetter und die Ernte sagte sie mir, der Name des Dorfes sei Riedheim. Ich muss überrascht gewirkt haben, denn sie sagte: ›Warum glauben Sie mir nicht?‹ ›Natürlich glaube ich Ihnen‹, sagte ich. ›Es ist besser hier als in den Schützengräben. Ich habe Fronturlaub und bin von Engen her gekommen, habe mich aber verlaufen. Guten Tag. Vielen Dank.‹ Sie sah mich misstrauisch an und ich weiß nicht, was sie dachte, aber sie antwortete nur ›Guten Tag‹ und widmete sich wieder der Arbeit mit dem Heu.

Ich ging weg, heraus aus ihrem Sichtbereich, und eilte zu Buckley mit der guten Nachricht. ›Aber wie konnte da eine Eisenbahn sein?‹, dachte ich. ›Sie wurde gebaut, nachdem die Landkarte gedruckt wurde, du Dummkopf.‹ Auf dem Weg zurück schaute ich mir die Landschaft gründlich an. Es war alles sonnenklar. Warum ich es bis dahin nicht erkannt hatte, kann ich mir nicht erklären, außer dass es überhaupt nicht so wie die Landschaft aussah, die ich mir vorgestellt hatte. Da war der Bach mit dem z-förmigen Knick in seinem Verlauf, und da konnte ich – jetzt da ich wusste, nach was ich Ausschau halten musste – die Widerspiegelung der Sonne auf dem Bajonett eines Wachsoldaten sehen. Alles in meinem Kopf passte jetzt zu dem Bild von einer Karte in großem Maßstab. Das uns gegenüberliegende Dorf in der Schweiz war Barzheim; die kleine Hütte mit dem roten Dach war die Clubhütte des Schweizer Alpenvereins und lag an der Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland. Wenn wir erst einmal an den Wachposten am Bach vorbei wären, würden immer noch 400–500 Meter Deutschland vor uns liegen, bevor wir in Sicherheit wären.

Was wir nun tun mussten, war, uns zu verstecken, und zwar im dichtesten Gebüsch oder Wald, den wir finden konnten. Das Mädchen konnte uns verraten haben. Ob das nun so war oder nicht, wir wussten, dass die Wälder nahe der Grenze gewöhnlich jeden Tag durchsucht wurden. Bis 4 Uhr lagen wir still, gut versteckt im dichten Unterholz, etwa in der Mitte der tieferen Hänge des Hohenstoffeln. Dann hörten wir einen Mann, der durch den Wald kam und gegen Bäume und Büsche mit einem Stock schlug. Er sah uns nicht und wir ihn auch nicht, obwohl er bis etwa 12 Meter an uns herankam. Als die Gefahr vorbei war, kletterte ich auf einen Baum und schaute mir nochmals das Gelände an. Dann machten Buckley und ich uns bereit für die Nacht. Eine halbe Stunde lang saßen wir am Waldrand und warteten, dass es ganz dunkel würde, bevor wir losgingen.

Achtzehnte und letzte Nacht.

Um viertel nach zehn war es vollkommen dunkel, und wir hatten eindreiviertel Stunde Zeit, um rüberzukommen. Kurz nach Mitternacht würde der Mond aufgehen. ›Ich kann kaum glauben, dass wir wirklich rüberkommen werden‹, sagte Buckley. ›Ich weiß, dass ich es schaffen werde, und du auch‹, antwortete ich. Wir ließen unsere Stöcke zurück, da sie uns beim Kriechen behindern würden, und



Blick vom Geländeabsatz über Riedheim Richtung Süden, hinten das Zollhaus zwischen Riedheim und Gottmadingen, bzw. Ebringen und Thayngen. Das schweizerische Barzheim, Ziel der beiden britischen Offiziere, liegt weiter rechts, außerhalb des Bildausschnitts. (Foto: Franz Hofmann, Konstanz)

rollten unsere Burberrymäntel eng zusammen und befestigten sie mit einer Schnur auf unseren Rücken.

Nach einer Viertelstunde waren wir an der Bahnlinie und der Straße, die wir mit äußerster Vorsicht überquerten. Über eine kurze Strecke in der Feuchtwiese gingen wir gebückt, danach gingen wir auf Händen und Knien und den Rest des Weges krochen wir. Das Gras in der Wiese war dicht und lang und es war eine ziemlich harte Arbeit, uns durch es hindurch auf Händen und Knien fortzubewegen. Die Nacht war absolut still, und wie wir durch das Gras krochen, hatten wir den Eindruck, dass wir ein zischendes Geräusch machten, das über Hunderte von Metern zu hören sein musste.

Es gab ein paar trockene Gräben, die uns sehr entgegenkamen, weil die meisten von ihnen in die richtige Richtung verliefen. Indem wir sie entlang krochen, konnten wir unsere Köpfe fast die ganze Zeit unterhalb des Gras-Niveaus halten und nur ab und zu hinausgucken, um mit Hilfe der Pappeln die Richtung zu bestimmen. Nach einer endlos scheinenden Zeit, die aber in Wirklichkeit ungefähr eine Dreiviertelstunde betrug, erreichten wir eine Straße, von der wir annahmen, dass sie patrouilliert wurde; denn an dieser Stelle hatte ich am Tag das Blitzen eines Bajonetts gesehen.

Nachdem wir uns vorsichtig umgeblickt hatten, überquerten wir die Straße und krochen weiter – endlos, wie es schien. Buckley löste mich ab und kroch eine Weile als Erster voran. Dann wechselten wir wieder und als ich beim nächsten

Mal hochguckte, schienen die Pappeln wirklich ein Stück näher zu sein. Dann flüsterte Buckley zu mir: ›Beeil dich, der Mond geht auf.‹ Ich blickte rückwärts nach Osten und sah, wie der Rand des Mondes über die Hügel blickte. Wir waren noch etwa 90 Meter von dem Bach weg [Es muss sich um den Klavbach gehandelt haben]. Wir werden jetzt rüber gelangen, selbst wenn wir dafür kämpfen müssen, dachte ich, und kroch mit höchster Geschwindigkeit.

Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Ferse, hielt an und schaute zurück. Buckley zeigte nach vorne, und da, 12 Meter entfernt, war ein Wachtposten, der den Fußweg am Ufer des Baches entlang ging. Er schien kein Gewehr zu haben und war wahrscheinlich gerade von seinem Posten abgelöst worden. Er ging vorbei, ohne uns zu sehen. Ein letzter Spurt, und wir waren in dem Bach, der nur ein paar Fuß breit war, und dann am anderen Ufer hoch. ›Kriechen‹, sagte Buckley. ›Rennen‹, sagte ich, und wir rannten. Nach 100 Metern hielten wir erschöpft an. ›Ich glaube, wir haben es geschafft, alter Junge‹, sagte ich. ›Weiter‹, sagte Buckley, ›wir sind noch nicht da.‹ Zehn Minuten lang gingen wir, so schnell wir konnten, in einem Halbkreis und kamen schließlich auf eine Straße, von der ich wusste, dass sie nach Barzheim führen musste. Auf ihr war ein großes Brett an einem Pfahl. Beim näheren Betrachten stellte es sich als Grenzpfahl heraus, und wir betraten die Schweiz mit einem Gefühl von Glück und Triumph, wie es nach meiner festen Überzeugung wenige Männer in diesem Krieg erlebt haben, auch wenn sie dieses Gefühl um ein Vielfaches mehr verdient haben mochten. Wir erreichten die Schweiz um etwa 0:30 Uhr am Morgen des 9. Juni 1917.

Freiheit

Der Mond war mittlerweile aufgegangen, und nach 200 oder 300 Metern waren wir im Dorf, in das wir hinein gelangten, ohne jemanden zu sehen. Es war ein ziemlich kleiner Ort; und obwohl es ein Uhr nachts war, gab es mehrere Häuser, in denen Licht brannte. ›Ich nehme an, wir sind wirklich in der Schweiz‹, sagte Buckley. Ich war mir dessen gewiss, und wir entschlossen uns, an eines der Häuser zu klopfen, in denen wir Licht sahen, weil wir unbedingt etwas zu essen haben mussten. Wir standen auf einem kleinen Platz mit Kopfsteinpflaster, und gerade als wir uns nach dem geeignetsten Haus umschauten, erblickten wir zwei Männer, die etwa 25 Meter entfernt in der Dunkelheit standen. Ich rief zu ihnen auf Deutsch: ›Ist das hier Barzheim?‹ ›Jawohl‹, war die Antwort. ›Sind wir in der Schweiz?‹ Wiederum: ›Jawohl.‹ ›Also, wir sind Kriegsgefangene, die aus Deutschland geflohen sind, und wir sind sehr hungrig.‹

Die zwei Burschen, die nach unserer Einschätzung sechzehn oder siebzehn Jahre alt sein mochten, kamen zu uns herüber. Wir waren sehr auf der Hut und auf Ärger vorbereitet; denn wir glaubten – obwohl ich nicht weiß mit welcher Berechtigung –, dass die Deutschen Agenten auf der Schweizer Seite der Grenze hatten, die geflohene Gefangene in die falsche Richtung schickten, so dass sie wieder nach Deutschland zurücklaufen würden, oder die sie sogar unter Gewaltanwendung den deutschen Wachtposten übergaben. ›Geflohene Gefangene seid

ihr?«, sagte einer der jungen Männer. »Ja«, sagte ich, »Engländer«. Sie zeigten sich interessiert. »Wir sind englische Offiziere, und wir brauchen sehr dringend etwas zu essen.« »Kommt mit«, sagten sie und führten uns zu einem Haus an der Ecke des Platzes. Dann saßen wir auf einer Holzbank, und sie zündeten eine Kerze an, um uns zu mustern. Wir wiederholten unseren Wunsch nach etwas zum Essen, und sie nahmen uns ins Kreuzverhör und testeten uns mit einem oder zwei Wörtern auf Englisch. Sie waren sehr an der Tatsache interessiert, dass wir englische Offiziere waren, da noch keine Engländer an dieser Stelle die Grenze überquert hatten.

Was den Rest dieser Nacht angeht, so ist meine Erinnerung etwas schwach. Aber bald war der ganze Haushalt auf den Beinen – Vater, Mutter und Tochter. Wein, Bier und Milch wurden aufgetischt; auch Brot und kalter Schinken und drei herrliche Eier für jeden von uns beiden. Wir aßen alles auf, was es gab, und ich glaube, wir haben ihre Speisekammer leer gegessen, während die Familie um uns herum saß und uns ausfragte. Sie waren sehr überrascht, dass zwei englische Offiziere Deutsch sprechen konnten. Sie hätten nicht netter und freundlicher zu uns sein können und lehnten es kategorisch ab, Geld von uns anzunehmen. Sie freuten sich, unsere Gastgeber zu sein und sich als gute Neutrale zu zeigen, wie sie sagten.

Da wir Träume von einem heißen Bad, von Bettlaken und Frühstück im Bett hatten, erklärten wir unsere Absicht, in dieser Nacht weiter nach Schafhausen [Schaffhausen] zu gehen; aber der Vater jagte uns einen Schreck ein, indem er sagte, wir müssten dem Schweizer Grenzposten übergeben werden. Das Mädchen fügte jedoch taktvoll hinzu, dass, wenn wir weitergingen, wir uns leicht verirren und zurück nach Deutschland laufen könnten, und dass wir bei den Schweizer Soldaten völlig sicher wären. Das gab für uns den Ausschlag, zumal wir uns nach dem Essen und dem Wein sehr schlafelig fühlten. Kurz darauf führten uns die Jungen zum Wachlokal, wo wir von den Soldaten Matratzen bekamen und sofort einschliefen.

Früh am nächsten Morgen brachten uns Soldaten heißes Wasser und rasierten uns. Sie verbanden auch meine Füße. Sie waren außerordentlich gut zu uns; und nachdem wir Kaffee und Brot zu uns genommen hatten, füllten sie unsere Taschen mit Zigarren und Zigaretten und schickten uns mit besten Wünschen und einem Führer zu der zwei Kilometer entfernten Bahnstation. Die Straße führte ziemlich nah an der deutschen Grenze entlang, so dass wir froh waren, dass wir nicht in der Nacht versucht hatten, da entlang zu gehen.

Wir fanden bald heraus, dass unser Führer in Wirklichkeit ein Polizeioffizier in Zivil war und dass wir immer noch unter Arrest standen, auch wenn dies taktvoll nicht so ausgesprochen wurde. »Aber was macht das schon?«, sagten wir uns. »Die Hauptsache ist jetzt etwas zum Essen, und wir werden wohl aus jedwedem alten Knastgebäude in der Schweiz fliehen, wenn es dazu kommen sollte.« Unser »Führer« schien ein sehr anständiger Bursche zu sein. Er sagte uns, wir würden mit einer deutschen Bahn fahren. Wir blieben abrupt stehen, während er uns aus-

führlich erklärte, dass die Deutschen keinerlei Rechte über den Schweizer Verkehr auf dieser Bahnlinie hätten und dass wir unter keinen Umständen von den Deutschen auf dieser kurzen Strecke ihrer Eisenbahn, die durch die Schweiz verlief, verhaftet werden könnten. Mehr oder weniger beruhigt marschierten wir weiter. Im Dorf gingen wir – wohl eher gegen den Willen unseres Führers – in eine Wirtschaft und tranken noch mehr Kaffee und aßen Brot. Es war herrlich, wie viel stärker wir uns mit etwas im Magen fühlten. Buckley hatte am Morgen, als er sich zum Waschen auszog, wie ein lebendes Skelett ausgesehen; und ich war nicht viel dicker.

Während wir in dem Gasthaus waren, kam ein fetter schmieriger Typ auf uns zu. Er beglückwünschte uns und fragte uns in schlechtem Englisch aus. Ich bin überzeugt, dass er ein deutscher Agent war. Ich glaube, wir waren ziemlich unüberlegt in den Antworten, die wir ihm gaben; aber wir waren klug genug, unsere Zunge im Zaum zu halten zu den wichtigen Punkten – wann wir die Grenze überquert hatten und wie genau, usw.

Die Bahnfahrt nach Schaffhausen war ziemlich lustig. Es war so offensichtlich, dass wir geflohene Gefangene waren, weil wir noch unsere Dienstkleidung trugen und wir bis auf denjenigen Teil unserer Gesichter, der mit einem Rasiermesser geschabt worden waren, von Kopf bis Fuß furchtbar dreckig waren. Unsere Kleidung war mit Schlamm verschmutzt, dicke Matschpolster waren an unseren Knien und Ellbogen, auf denen wir uns in der Nacht zuvor beim Kriechen aufgestützt hatten. Und unsere Gesichter und Hände waren mit Wunden und Schwelungen bedeckt, die von nicht abgeheilten Schrammen und Insektenstichen herührten. Mehrere deutsche Bahnbeamte schauten uns erst überrascht und empört an und vermieden es danach, in unsere Richtung zu gucken. In Anbetracht der Versuchung, die eine solche Situation darstellte, benahmen wir uns insgesamt sehr anständig, aber auch die mildeste Form der Rache ist süß.

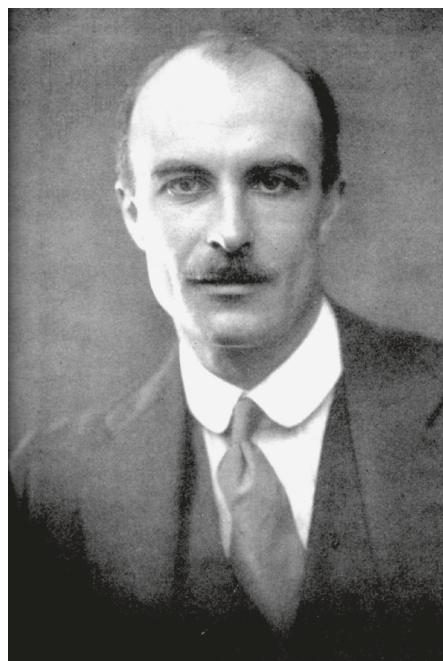
In Schaffhausen brachte uns unser Führer und Bewacher zur Polizei und zum Hauptquartier des Geheimdienstes und stellte uns einem Schweizer Leutnant vor, der abwechselnd Deutsch und Französisch sprach, wobei er Ersteres bevorzugte. Er sagte uns, dass wir im Hotel Soundso untergebracht würden und am Montag nach Bern geschickt würden. Es war Freitag. Ich dankte ihm und sagte, dass wir gerne mit einem Freund in der Englischen Botschaft in Bern telefonieren wollten und sehr viel lieber schon an diesem Nachmittag uns dorthin begeben würden. In Schaffhausen bis Montag zu warten kam nicht in Frage. Er musste sich sehr anstrengen, äußerst höflich zu bleiben; aber seine Antwort war, dass er nicht sehe, wie das bewerkstelligt werden könne, dass wir in der Angelegenheit keine Wahl hätten; wir würden äußerst bequem untergebracht usw. Wir antworteten mit Bestimmtheit, aber höflich, dass wir nicht aus Deutschland entkommen seien, um uns in Schaffhausen einsperren zu lassen, und dass es einen Zug um 3 Uhr gebe, der uns zusagen würde.

Genau in diesem Augenblick trat ein Schweizer Major ein. Der Leutnant stellte uns vor und ich appellierte an ihn, uns noch am gleichen Tag nach Bern fah-

ren zu lassen. Nach einem Hin und Her gab er plötzlich nach und befahl dem Leutnant, uns mit dem 3-Uhr-Zug nach Bern zu bringen. Dann wandte er sich mit einem charmanten Lächeln zu uns und sagte: ›Essen Sie noch mit mir, bevor Sie abfahren.‹ Dann gingen wir mit dem Leutnant durch die Stadt und kauften ein paar Sachen. Buckley rief H. in der Botschaft an. Wir kamen ziemlich spät zurück zum Lunch, nur 10 Minuten vor Abfahrt des Zuges. Wir schafften es jedoch, vier Gänge hinunterzuschlingen und jeder eine halbe Flasche Champagner zu trinken; und just als der Leutnant, der schon einige Minuten lang prophezeite, dass wir den Zug verpassen würden, schließlich verkündete, dass es hoffnungslos sei, ihn jetzt noch zu erreichen, standen wir auf und rannten los und er trottete hinter uns her. Wir erwischten den Zug so eben gerade noch. In Bern empfing uns H., der bei unserem Anblick vor Schreck die Hände in die Luft hob. Er packte uns in ein Taxi.

In einem der luxuriösesten Hotels der Welt nahmen wir ein himmlisches Bad und zogen dann herrliche saubere Kleidung an, die H. uns lieh. Am Abend gab H. uns zu Ehren ein Dinner. Buckley und ich hatten einen Bärenhunger und konnten auch in den nächsten zwei Wochen unseren Appetit kaum zügeln. Aber abgesehen vom guten Essen war das Dinner äußerst lustig, weil die Deutsche Botschaft im gleichen Hotel untergebracht war und nur wenige Tische von uns entfernt zu Abend aßen. Wir machten kein Geheimnis daraus, wer wir waren und woher wir gekommen waren.

»But how could a railway be there?« I thought. »It was made after the map was printed, you fool.« Dieser Satz in Evans' Text verrät, dass seine Karte des Hegau zwar gut, aber nicht sehr aktuell war. Die Randenbahn, die auf seiner Karte fehlte, wurde im November 1913 eingeweiht, so dass Evans' Karte den Zustand von vielleicht 1908 oder 1910 wiedergab, als es die Randenbahn noch nicht gab. Insofern war er irritiert und dachte, er hätte schon die Bahnlinie Singen–Schaffhausen erreicht, was jedoch nicht mit den übrigen topographischen Gegebenheiten zusammenpasste. Eine beherzte Rückfrage bei einer Landarbeiterin klärte die Situation.



Alfred John Evans, britischer Pilot im Ersten Weltkrieg. Portrait aus der Erstausgabe von 1921 seines Buches »The Escaping Club«, in dem er seine Flucht in die Schweiz 1917 beschreibt.

Man befand sich bei Riedheim und das schweizerische Barzheim lag schräg gegenüber.

In der Zwischenkriegszeit kehrte Evans an die badisch-schaffhausische Grenze zurück, weil er wahrscheinlich ahnte, dass es noch einmal zu einem großen Krieg kommen würde und es damit auch wieder kriegsgefangene Offiziere geben würde, die versuchen würden, in die Schweiz zu fliehen. Er fotografierte die Grenzregion und fertigte umfangreiche Notizen an.⁸ Diese sollten ironischerweise eine Empfehlung enthalten, die von den 1942/43 aus deutscher Kriegsgefangenschaft (Lager Colditz in Sachsen) geflohenen britischen Offizieren völlig ignoriert wurde: »Auf keinen Fall sollte man nach Süden hin die Eisenbahnlinie Singen–Schaffhausen überqueren, da der Verlauf der Grenze dann kompliziert wird; und es wäre möglich, in die Schweiz zu gelangen und unmittelbar danach wieder nach Deutschland, durch Unkenntnis des Grenzverlaufs.«⁹ 19 holländische, britische und kanadische Offiziere sollten zwischen 1941 und 1943 die deutsch-schweizerische Grenze genau dort überqueren, wo Evans empfohlen hatte, es nicht zu tun.¹⁰

Nach seiner erfolgreichen Flucht in die Schweiz 1917 gelangte Evans über Frankreich zurück nach England. Da es eine Regel gab, wonach ein aus Kriegsgefangenschaft geflohener Offizier nicht nochmals im gleichen Kampfgebiet eingesetzt werden sollte, in dem er Kriegsgefangener geworden war, ging Evans als Pilot in den Nahen Osten, wo er wiederum notlanden musste und dann in türkische Kriegsgefangenschaft kam, aus der er wiederum erfolgreich entkam.

Evans' Buch über seine abenteuerlichen Erlebnisse erschien im August 1921 und wurde bis Ende desselben Jahres noch fünfmal nachgedruckt;¹¹ die britischen Leser waren von ihrem Kriegshelden begeistert. Im Zweiten Weltkrieg wurde Evans zu einem Berater und Dozenten innerhalb der Sektion MI9 des Directorate of Military Intelligence, das für Agentensteuerung und Rückführung von Militärs aus dem Einflussbereich der Achsenmächte zuständig war. Dazu gehörte auch die Ausstattung von Offizieren und Piloten mit Landkarten.

Eine berühmte, auf Seide gedruckte Landkarte speiste sich weitgehend aus Evans' Informationen.¹² Eine Reproduktion dieser Landkarte mit unserer Hegau-Region im Mittelpunkt zierte den Buchdeckel des bereits mehrfach zitierten Werkes von Barbara A. Bond. Die Singener Hegau-Bibliothek besitzt ein Exemplar.

8 Bond, a. a. O. 2015, S. 23

9 Ebenda, S. 155

10 Siehe dazu Ruft, Reiner: *The Singen Route – the Stories of Nineteen Allied POW Soldiers and Their Escape to Ramsen, Switzerland, between 1941 and 1943*. München 2017, sowie derselbe: »The Singen Route« – Fluchtwege alliierter Offiziere über Singen in die Schweiz. In: HEGAU 73, 2016, S. 263–278

11 Bond, a. a. O. 2015, S. 22

12 Froom, Phil: *Evasion and Escape Devices: Produced by MI9, MIS-X and SOE in World War II*. Atglen 2015, S. 315, zitiert in: https://en.wikipedia.org/wiki/Escape_and_evasion_map (aufgerufen am 5.1.2020)